

(Nachdruck verboten.)

## Der Kasfl vom Hollarbräu.

40] Roman von R. von Seydlitz.

Dann schoß Kofberger den ersten Schuß: —

„So, zu den Stangelhubers wollen Sie. Hab gar nicht gewußt . . .“

„Nein; das net. — Aufrichtig, ich dacht mir, Ihre Frau begleitet mi vielleicht. Ich wollt — amal bei Frau — Haas vorsprechen . . .“

Da soweit alles Eis gebrochen war, griff der Verwalter die Sache an der Wurzel an. Er sahste Kasfl beim Arm und sagte:

„Gegebart — — geh'n S', Sie wissen eh, daß i's gut mit Ihnen mein. Prost. Stoßen S' an, der Enzian is fein, — selber von der Wurzhütt'n am Spizingsee g'holt. Und der Deifel soll's holen, i kann net anderscht, Gegebart, — sag'n mer Du zu 'nander! Gel?!“

Gegebart schüttelte die dargebotene Hand und freute sich, naiv wie immer. Denn nun, so meinte er, müsse der Freund zu ihm halten. Aber da erlebte er's in der nächsten Sekunde, daß Freundschaft und Mithalten zweierlei sind.

„Na, und deswegen, Kasfl — gel, Du erlaubst schon, daß i Dich so nenn? I heiß Max — also deswegen muß i Der was sag'n. — Dees mit dem Weibsbild, mit der Haas, davon laßt amal glei d' Hand.“

Kasfl drehte sich halb herum und sigierte den neuen Duhbruder. — „Was denn?“

„Red'n mer doch deutsch mitsammen. I weiß ja, daß — daß D' bis über d' Ohren verliebt bist. Aber zum Heiraten is f' für Di z' schlecht, und zu was anderm — bist Du mir z' gut, weißt, und meiner Frau verbiet i, daß f' Dir hilst zu so Sachen. Und damit is a mal Schluss.“

Kasfl zündete sich gemächlich die Cigarre an und sah dann auf den Tisch vor sich. Keine Fieber zuckte äußerlich an ihm, aber in ihm wühlte ein böses, heftiges Zorngefühl.

„Na,“ sagte er endlich, „das is halt Dei Recht. Ob Dei Frau zu mir halten darf oder net, das is jetzt a mal gleich.“ Und dann atmete er tief auf und sagte ruhig und bestimmt:

„I denk, daß i jetzt heirat. I kann auch allein hingeh'n, und i weiß, was i thu. Und i mein, das is mei Recht.“

Wie Kofberger vorher seiner Frau gesagt, so war's gekommen: Widerstand machte den Kasfl noch härter. Aber irgendwo und irgendwie mußte sich ein Weg um diese Verschanzung von Hartnäckigkeit finden lassen.

„Dei Recht. Natürl'ch, Dei Recht. — Aber um's Gottes-himmelswill'n, Kasfl, laß Der was sag'n.“ — Und Kofberger stand auf und stellte sich breit vor ihn hin.

„Du — Du Kasfl, Du mußt a anders Weib ham, wenn D' ja heirat'n willst. Schau, die Haas — i weiß ja all's. — Aber weg'n dera alten Lieb' — Kasfl, um Gotteswillen, deswegen heirat' mer doch net, wenn man so einer is, wie Du? I weiß doch, Herrschaft no' mal, i weiß doch, wo D' naus willst. Aber mit der — Frau Haas am Arm, da erreichst Dein Ziel net, das sag i Der glei.“

„Natürl'ch, wenn Du —“

„Wenn i! — Net wenn i, oder weil i, sondern weil alle Leut! — Meinst, Du bist hernach noch derselbe wie vorher, meinst die Leut hab'n hernach denselben Respekt vor Dir wie zuvor, — meinst, Kasfl, auch Du bleibst derselbe wie zuvor?!“

„I weiß, was i will. Und dabei bleibt's.“

Und nun brach Kofberger los, schilderte ihm das böse Geschäft als Ehemann einer Frau Haas dazustehen. — Und übrigens bei der dunklen Geschichte der Frau wußte noch kein Mensch, ob der Haas nicht noch lebte, noch ihr Mann war. — Aber auch Kasfl ergriff das Wort und warf des Gegners Gebände in Scherben: was war denn eigentlich an ihr? Und wenn der Haas lebte, würde er schon wissen, was sich ziemt. Eben heute hatte er Frau Haas um diese Dinge befragen wollen. Was hatten sie denn gegen die Frau? Hatte irgendwer ihr etwas positiv Schlimmes nachzusagen, nun gut, dann wollte er zurückstehen von seiner Absicht.

Da plachte Frau Kofberger, in Gut und Mantel, ins Zimmer. Sie hatte sich gewaltig beeilt, denn sie wußte, daß zwischen den Männern jetzt der Kampf entbrannt sein mußte. Gerade sagte zum zehntenmal Kasfl: „was is denn an der Frau, daß Ihr mir f' net vergönt?“

„Wer vergönt's Ihnen net, Herr Gegebart?“

„Ihr Mann. Und wahrscheinlich andre auch.“

„Drei Mann?!“ rief Frau Kofberger im lachenden Triumph, — denn sie hatte eine große Karte in der Hand, die sie jetzt lustig ausspielte: „Drei Mann?! Ja, das will i Ihnen sagen. Der hat nämlich a andre Partie für Sie. Ja, a andre. A feine. A noblige. Eine, die ganz für Sie paßt.“

Aergerlich fuhr Kofberger auf: „Na meinthalben, ja, i hab eine. — Aber jetzt is ka Zeit, davon zu redn. Jetzt hast doch keine Ohren für d' Vernunft. Amal später, Kasfl, da redn mer dabo. Seut kann i nix machn, wo Ihr zwei mitsammen halt't. — Seut is ausgeredt. — Psüt Gott mitsammen.“

Und er eilte hinaus und ins Comptoir hinab, die beiden im Zimmer lassend. Er hatte recht, jetzt war da nichts zu machen. . . .

Und Gegebart ging doch mit Frau Kofberger ins Hotel, wo Frau Haas mit ihren Bekannten, der Familie Huber, wohnte. Er traf sie freilich nicht zu Haus. Aber er verabredete eine Wiederholung des Besuchs.

Kofberger verlor aber keinen Moment. Des Abends noch konfertierte er mit dem Direktor Haslinger.

Dieser äußerte sich zusammenfassend dahin, daß „der Gegebart sie lieben mag so viel er will, aber heiraten wird er sie doch nicht, dazu ist er doch zu geschickt. Und wenn nicht, dann muß die Frau eben fort von hier, je eher, je besser.“

Das war ganz schön, aber wie? Aus der Stadt verjagen konnte man sie nicht.

Aber andres wurde beschlossen. Haslinger gab eine Gesellschaft. Gegebart war geladen und saß bei Tisch neben Wivi.

Und Frau Ebelein gab ebenfalls eine Gesellschaft. Und Gegebart hatte dort das gleiche Schicksal.

Gegebart erduldet das mit größter Loyalität. Er war sogar liebenswürdig. Denn er war auf seiner Gut; Frau Kofberger hatte ihm etwas zugerannt.

Und dann die Geschäfte! Er spekulierte nachgerade ganz fleißig; eine Weile mit Glück. Aber plötzlich schien's zu wanken. Das gab zu denken. Denn die Ebeleins mit ihrem Geld konnten ihn auf jeden Fall decken.

Und dann war Frau Haas richtig abgereist. Ohne ihm zu schreiben!

Aber sie mußte ja wiederkommen! In diese Ueberzeugung verbiß er sich. Und er hatte recht, aber es dauerte bis in den März. Noch konnte Gegebart nicht ahnen, warum sie auf so lange fort war, und auch war er noch nicht so weit mit ihr, um ihr zu schreiben. Niemand hätte überdies die Adresse gewußt; Frau Kofberger, von ihrem Mann energisch in ihren romantischen Plänen aufgehalten, hatte Gegebart rundweg, wiewohl mit deutlichem Bedauern, erklärt, daß sie „nix dazuhelfen“ könne.

So war Kasfl auf sich, seine Klugheit und seine Geduld angewiesen. Seine Geduld auch in dem Sinne, daß er die Wivi Ebelein immer wieder als „Ziel aufs innigste zu wünschen“ vorgehalten bekam. Gewiß hätte er sich's verbitten können, da er einmal Kofberger gegenüber so fest seine Absicht erklärt hatte. Aber es war klüger so. Einesteils verdarb er's so wenigstens nicht mit denen, die seine Brotherren immer noch waren, andernteils war er sich im tiefsten Innern doch . . . noch nicht so ganz klar — er gestand sich's wohl nicht, aber er war doch noch nicht ganz klar, was das Verschwinden Agathes zu bedeuten hatte, und ob bei langem Fortbleiben nicht doch Wivis Aktien steigen müßten.

Gineinphantasiert hatte er sich ja völlig in die Notwendigkeit baldiger Heirat. Und seine Spekulationen, bei denen er jetzt Kofberger nie mehr zu Rate zog, denn er hielt ihn für seinen Feind, — seine Spekulationen erforderten, daß jah er ein, stets einen breiten, soliden Vermögensfonds. Und

der stat doch eigentlich in Villa Ebelein, bei Mutter und Tochter.

So verging ihm der Winter in vielen Sorgen. Allerlei Gelegenheiten bemühten die andern, um ihn mit Bibi so oft „zusammen zu setzen“, daß diese mit ihm geradezu in's Gespräch kommen mußte. Mutter Ebelein duldete es, Bibi auch.

Bibi hatte den Gedanken an Kasfl zuletzt ganz annehmbar gefunden. Er war eigentlich ein Prachtstück von einem Mann geworden, und seine Eigenschaften lagen ja als wie im hellsten Sonnenlicht. Sie hatte seit Jahren von ihm gehört, wie man von tüchtigen Männern eines Fachs, dem der Vater angehört, wohl natürlich Kunde gewinnt. Beim Brande der Ludwigsbrauerei hatte sie ihn sogar als Gelden bewundern können, natürlich aus den Zeitungen und im stillen. Aber die Aureole war noch nicht von ihm gewichen in ihren Augen. Und jetzt, im wiederholten Verkehr, entdeckte sie immer Besseres. Nun, da er in die oberen Regionen des Lebens aufgestiegen war, strebte er ersichtlich nach innerer Schönheit, wie sie, Bibi, nach äußerer. Er war weit weniger roh und plump als manche seinergleichen. Er konnte bei Tisch über Bilder sprechen, denn sein alter, leiser Zug zur Malerei war nicht vergangen. Sein Verkehr mit Geschäftsleuten hatte ihn lebendig im Sprechen gemacht, hatte ihm weite Gesichtsfelder erschlossen, die mit seinem Beruf nichts zu thun hatten. Wenn er bei Tisch in Gesellschaft saß, so hing ihm der Braudampf sozusagen nicht ums Gehirn; er suchte etwas darin, nicht „nach der Arbeit zu schmecken“. Und das nahm Bibi sehr für ihn ein; sie begann ein Interesse an ihm zu fühlen, das nur Pflege und Zeit brauchte, um in Reigung aufzublühen.

„Ich bin's zufrieden, Mutter, wenn's wirklich dazu kommt,“ erklärte sie endlich.

Er schien der gleichen Gesinnung. Aber er hütete sich, es zuzugehen. Er blieb verschlossen und „duldete“ weiter. Dabei änderte er aber sein Wesen in manchen Punkten. Er, der sonst selten außerhalb der Brauerei zu finden gewesen, hatte täglich auswärt's Geschäfte; er besorgte diese so sehr für sich, daß niemand im Hause etwas über diese Geschäfte erfuhr. Er richtete es auch so ein, daß trotz der vielen Abwesenheit sein Amt keinen Schaden litt.

Rohberger, der sein Vertrauen seit jenem Tage verscherzt hatte, suchte vergeblich in seine Geheimnisse einzudringen.

Einmal unterm Thorweg trafen sie zusammen, stapel ging fort, Rohberger kam aus dem Comptoir und wollte in die Wohnung hinauf.

„Alleweil ausgeh'n, Kasfl,“ scherzte er, „alleweil gasseln, gel? — Was treibst denn nur so viel draußen?“

Kasfl sah ihn groß an und sagte: „Hab i mi vielleicht veräümt in was? — Net, — na' lahts mer mei' Ruh.“ — Sprach's und ging auf die Straße.

Rohberger zog sich an der Nase und stieg in seine Wohnung.

Kasfl war jetzt manchmal in erregter Stimmung.

Die Geschäfte und vor allem der Kampf in seinem Herzen, das unbegreifliche Ausbleiben Agathes und zuletzt doch das Bewußtsein, daß er ein verbrecherisches Gelüft in sich fühlte zur Frau eines andern, — alles das war wohl genug, ihn durchzuwühlen.

(Fortsetzung folgt.)

### Damen.

Von Anton Tschekow.

Fedor Petrowitsch, Kreis-Schulinspektor im S.ichen Gouvernement, der sich für einen gerechten, hochherzigen Beamten hielt, empfing in seiner Kanzlei den Lehrer Wremenski.

„Nein, Herr Wremenski,“ sagte er, „Ihre Entlassung ist unvermeidlich. Mit solcher Stimme, wie Sie eine haben, kann man unmöglich weiter unterrichten. Wie kam es denn, daß Sie Ihre Stimme verloren?“

„Ich war erhit't und trant kaltes Bier . . .“ zischte der Lehrer.

„Welch ein Jammer! Da dient ein Mensch nun vierzehn Jahre und plötzlich — solch ein Unglück! Der Teufel weiß, durch welche Kleinigkeiten man sich die Karriere verderben kann! Was beabsichtigen Sie nun zu thun?“

Der Lehrer schwieg.

„Sind Sie verheiratet?“ fragte der Vorgesetzte.

„Frau und zwei Kinder . . .“ zischte der Lehrer.

Es trat eine Pause ein. Der Kreis-Schulinspektor stand auf und ging erregt aus einer Ecke in die andre.

„Ja, ich weiß wahrhaftig nicht, was ich mit Ihnen thun soll?“ sagte er. „Lehrer können Sie nicht bleiben. Pensionsberechtigt sind Sie noch nicht. Sie der Willfür des Schicksals zu überlassen, ist auch nicht gut möglich. Sie sind doch immer einer der Unrigen, haben vierzehn Jahre gedient. Folglich ist es unsre Pflicht, Ihnen zu helfen . . . Aber wie helfen? Was kann ich für Sie thun? Verlegen Sie sich in meine Lage: Was kann ich für Sie thun?“

Es trat wieder Schweigen ein. Der Vorgesetzte ging stumm hin und her, Wremenski saß, erdrückt von seinem Kummer, auf einer Ecke des Stuhls und dachte ebenfalls nach. Plötzlich erglänzte das Gesicht des Vorgesetzten vor Freude, und er schnippte vergnügt mit den Fingern.

„Daß ich nicht früher darauf gekommen bin!“ Hören Sie, was ich Ihnen vorzuschlagen kann . . . Nächste Woche nimmt der Sekretär des hiesigen Waisenhauses seinen Abschied. Wenn Sie wollen, können Sie seine Stelle bekommen! Was sagen Sie dazu?“

Wremenski, der solch ein Glück nicht im entferntesten erwartet hatte, begann ebenfalls vor Freude zu glänzen.

„Nun vortrefflich!“ sagte Fedor Petrowitsch. „Schreiben Sie also noch heute ein Gesuch.“

Nachdem er Wremenski entlassen hatte, fühlte der Kreis-Schulinspektor Erleichterung und sogar Vergnügen. Es war ihm angenehm, sich gestehen zu können, daß er mit dieser That gerecht und nach bestem Gewissen gehandelt hätte, als ein guter, höchst vortrefflicher Mann. Aber diese gute Stimmung hielt nicht lange vor. Als er nach Hause kam und sich zu Tisch setzte, erinnerte sich seine Frau Kastasja Iwanowna plötzlich:

„Ach ja, beinahe' hätt' ich's vergessen. Gestern besuchte mich Nina Sergejewna und verwandte sich für einen jungen Menschen. Sie sagte, im Waisenhanse wird eine Stelle frei . . .“

„Ja, aber diese Stelle ist schon einem andern verprochen“, sagte Fedor Petrowitsch und runzelte die Stirn. „Du kennst doch meinen Grundsatz, nie eine Stelle nach Protektion zu besetzen.“

„Ich weiß, ich weiß. Aber ich denke, für Nina Sergejewna laßst Du schon eine Ausnahme machen. Sie liebt uns wie eine Verwandte, und wir haben ihr bisher noch nichts Gutes thun können. Du darfst nicht nein sagen, Fedja! Damit würdest Du sie und mich beleidigen!“

„Wen empfiehlt sie denn?“

„Einen gewissen Polsuchin.“

„Welchen Polsuchin? Doch nicht etwa den, der Neujahr im Kasino den „Tschagki“ spielte? Den Stutzer? Auf keinen Fall!“ Der Kreis-Schulinspektor hörte auf zu essen.

„Auf keinen Fall!“ wiederholte er. „Gott soll mich bewahren!“

„Aber warum denn nicht?“

„Begriffe doch, Mütterchen, daß ein junger Mann, der nicht selbst für sich spricht, sondern sich hinter Weiberröden versteckt, daß solch ein junger Mann ein Lump ist! Deshalb kommt er denn nicht selbst her?“

Nach dem Essen legte sich Fedor Petrowitsch im Kabinett aufs Sofa und begann die eingelaufenen Zeitungen und Briefe zu lesen.

„Mein lieber Fedor Petrowitsch!“ schrieb ihm die Frau Bürgermeister. „Sie sagten neulich, daß Sie mich als eine gewiegte Psychologin und Menschenkennerin schätzten. Jetzt können Sie die Probe darauf machen. In den nächsten Tagen wird ein gewisser Polsuchin, den ich als einen netten jungen Mann kenne, zu Ihnen kommen und sich um die Stelle des Waisenhaus-Sekretärs bewerben. Es ist ein sehr sympathischer junger Mann. Zudem Sie ihm Ihr Interesse zuwenden, verpflichten Sie usw. usw.“

„Auf keinen Fall!“ sagte der Kreis-Schulinspektor zu sich. „Gott soll mich bewahren!“

Es verging jetzt nicht ein Tag, ohne daß er nicht Briefe erhielt, in denen ihm Polsuchin empfohlen wurde. Eines schönen Morgens erschien Polsuchin selbst, ein junger, etwas corpulenter Mann mit rastlosem Jodengeficht, im neuen schwarzen Anzuge.

„In Dienstjahren bin ich nur in der Kanzlei zu sprechen,“ sagte Fedor Petrowitsch trocken, nachdem er die Bitte angehört hatte.

„Entschuldigen Sie, aber unsre gemeinsamen Bekannten riefen mich gerade hierher zu wenden.“

„Um! . . .“ brummte Fedor Petrowitsch, die spitzen Stiefel seines Gegenübers voll Haß betrachtend. „Soviel ich weiß, ist Ihr Vater doch vermögend, und Sie sind nicht bedürftig. Weshalb bewerben Sie sich also um diese Stelle? Es giebt doch nur ein Großgengeld!“

„Ich thue es nicht des Gehalts wegen, sondern so . . . Es ist doch immer ein Staatsdienst . . .“

„Das wohl . . . Aber ich weiß ja, nach einem Monat werden Sie des Dienstes überdrüssig sein und fortlaufen. Und inzwischen habe ich hier Bewerber, für welche diese Stelle eine Lebensfrage ist. Arme Schluder, für die . . .“

„Es wird mir nicht überdrüssig werden“, unterbrach Polsuchin. „Chrenwort! Ich werde mir schon Mühe geben.“

„Hören Sie!“ sagte er, verächtlich lächelnd. „Weshalb wandten Sie sich nicht direkt an mich? Weshalb hielten Sie es für zweckmäßiger, zuerst die Damen vorzuschicken?“

„Ich wußte nicht, daß Ihnen das unangenehm sein würde,“ antwortete Polsuchin und wurde verwirrt. „Aber, wenn Sie den Empfehlungsbriefen keinen Wert beimessen, ich kann auch Zeugnisse vorlegen. . .“

Er zog ein Papier aus der Tasche und reichte es hin. Unter dem Zeugnis, das im Kanzleistil abgefaßt war, stand die Unterschrift des Gouverneurs. Es war augenscheinlich, daß der Gouverneur unterschrieben hatte, ohne zu lesen, vielleicht um nur von einer ausbringlichen Dame loszukommen.

„Dagegen ist nichts zu machen. Ich füge mich, ich gehorche...“ sagte Fedor Petrowitsch, nachdem er das Zeugnis durchgesehen hatte, und seufzte: „Reichen Sie morgen Ihre Besuch ein... Nichts zu machen...“

Nachdem Pölsuchin gegangen war, gab er sich ganz dem Gefühl des Widerwillens hin.

„Lump!“ brummte er, aus einem Winkel in den andern gehend. „Hat sein Stück doch durchgeseht! Solch ein nichtsnutziger Ged! Solch ein Frauenjäger! Ebenfall! Wieh!“

Er spindte nach der Thüre aus, hinter welcher Pölsuchin verschunden war und wurde plötzlich verwirrt, weil im selben Moment eine Dame, die Frau des Gerichtspräsidenten, in sein Kabinett trat.

„Ich komme nur auf eine Minute... nur auf eine Minute...“ begann die Dame. „Setzen Sie sich, Liebster, und hören Sie aufmerksam zu. Also, ich erfahre, daß bei Ihnen eine Stelle frei ist. Morgen oder heute wird ein junger Mann zu Ihnen kommen, ein gewisser Pölsuchin...“

Die Dame plapperte weiter, und der Kreislichinspektor blinzte sie mit trüben Augen an, wie ein Mensch, der im nächsten Augenblick in Ohnmacht fallen wird. Blinzte sie an und lächelte aus Höflichkeit.

Als er am andren Tage in seiner Kanzlei Bremenelli empfing, konnte er sich nicht entschließen, ihm die Wahrheit zu sagen. Er wich aus, war verwirrt und wußte nicht, womit anfangen, was er sagen sollte. Er wollte sich bei dem Lehrer entschuldigen, ihm reinen Wein einschenken, aber seine Sprache war schwer, wie bei einem Betrunknen, die Ohren brummen ihm, und er fühlte sich plötzlich getränkt, beleidigt, daß er solch eine ungeschickte Rolle zu spielen gezwungen war — in seiner Kanzlei, vor seinen Untergebenen. Er schlug plötzlich auf den Tisch, sprang auf und schrie böse:

„Ich habe keinen Platz für Sie! Nein, nein und abermals nein! Lassen Sie mich in Ruhe! Quälen Sie mich nicht! Thun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie mich endlich in Ruhe!“

Und er lief aus der Kanzlei. —

### Kleines Heuilleton.

— Die Geschichte eines Liedes. O. H. schreibt in der „Ziff. Ztg.“: Wenn man der Bewegung der Jahre 1848 und 1849 gedacht hat, so wird man auch der darauf folgenden Reaktion gedenken können, die alles politische Leben in Deutschland erdrückte und auch das geistige Leben zu erdrücken suchte. Das erstere gelang ihr so ziemlich, das andre nicht. Die Freiheit, die in der Oeffentlichkeit keine Stätte mehr fand, flüchtete sich in die Poesie und in die Musik. Velttere Leute in der Rhein- und Mainregion werden sich vielleicht noch des Liedes erinnern: „Die deutsche Mutter“. Der Dichter Schnauffer hatte sich der demokratischen Bewegung angeschlossen und in Baden und in der Pfalz tapfer mitgekämpft. Das Schicksal einer Mannheimerin, einer Frau Widel, die in der Bewegung drei Söhne verlor, gab ihm den Stoff zu dem ergreifenden Liede, das folgenden Wortlaut hat:

#### Die deutsche Mutter.

Als auf die Völker standen und lustig sang das Erz,  
Da sprach zu den drei Söhnen ein deutsches Mutterherz:

„Empfanget, wadere Knaben, den Segen meiner Hand,  
Und folgt der Freiheit Fahne und kämpft für's Vaterland!“

Und die drei Knaben zogen von ihres Vaters Haus;  
Der Sturm wusch! bald die Thränen in ihren Augen aus.

Im Jubel junger Seelen begrüßen sie die Schlacht  
Und brechen mit den Brüdern in die Tyrannenmacht.

Doch wie erging's den Knaben? Der eine blieb im Feld,  
Der andre starb in Ketten, der dritt' in fremder Welt.

Und ihre deutsche Mutter? Sie trägt ein schwarz Gewand;  
Sie weint nicht um die Söhne, sie weint — um's Vaterland!

Der am Wiesbadener Hoftheater engagierte Tenorist S. J. Vincent, ein Freund Schnauffers, setzte das Lied in Musik und der damals gerade in Wiesbaden weilende jugendliche Maler Ludwig Knans zeichnete ein Titelbild dazu; das ganze wurde dem Frankfurter Komitee für die deutschen Flüchtlinge eingepfendet, das es drucken ließ; seltsamer Weise ließ das Komitee auf demselben Bogen auch eine Komposition des Liedes von Keob erscheinen. Das Titelbild zeigt die Mutter mit ihren Söhnen; namentlich der eine, der mit der Sense ihr zu Füßen liegt, läßt schon den großen Künstler erkennen. Das Lied machte rasch seinen Weg, es wurde liberall in Privatkreisen gesungen, wohin die Sänger der Reaktion nicht dringen konnten. Dem Komponisten brachte jedoch das Lied kein Glück. Auf stürmisches Verlangen sang er es einmal in einem Kreise von Freunden in Wiesbaden mit dem

Erfolge, daß er am nächsten Tage plötzlich entlassen wurde. Das war im Jahre 1851. Für Vincent, einen geborenen Würzburger, der sich an deutschen und österreichischen Bühnen einen namhaften Ruf als Tenorist erworben hatte, bedeutete die Entlassung aus dem Verband des Wiesbadener Hoftheaters einen schweren Schlag, denn er konnte lange kein ihm zugedachtes Engagement mehr finden. Da widmete er sich mehr der Komposition, für die er ein ausgesprochenes Talent besaß; er schrieb einige Opern und Operetten, von denen die Oper „Die Beilerin“ mehrfach mit Erfolg aufgeführt wurde. Besonders fruchtbar war er als Liederkomponist; manche seiner Kompositionen waren jahrelang in sangesfrohen Kreisen beliebt. Auch als Musikschriftsteller machte er sich bekannt; durch seine 1860 erschienene Schrift „Mein Generalbass mehr“ regte er zum erstenmale die gründliche Reform der Klaviatur und Notenschrift an und diesen Reformbestrebungen blieb er auch später treu, obgleich sie von den zünftigen Musikern nicht günstig aufgenommen wurden. Vincent lebt noch, nach langen Irrfahrten fand er eine bleibende Stätte in Wien. Schnauffer ist nach dem Scheitern der demokratischen Bewegung wie so viele andre nach Amerika geflüchtet, wo er schon 1853 in Baltimore am gelben Fieber starb. —

### Medizinisches.

— Die Launen des Magens. Die schlechten Launen des Kopfes kennt jeder bei andren und zuweilen auch bei sich selbst. Daß aber auch der Magen Launen hat, wird manchem eine neue Botschaft sein. Es wäre zu weit gegangen, wollte man die Launen als abnorme Seelenstimmungen bezeichnen, denn ohne Zweifel liegen sie noch innerhalb der weiten Grenzen der physiologischen Schwankungen, die, wie bei allen Funktionen des Körpers, auch in der Abwicklung der Gedanken vorkommen. Doch wollen wir hier der Psychologie der Launen im Denken nicht weiter nachgehen. Den Gegenstand unserer Betrachtungen sollen vielmehr die Launen des Magens bilden, die mit jenem die Vermittlung durch die Nerven gemeinsam haben. Der Magen hat seine Nerven wie jedes andre Organ des Körpers. Ja, er hat sogar drei verschiedene Gruppen von Nerven, deren Unversehrtheit die Vorbedingung für den normalen Ablauf aller Funktionen des Magens sind: die Bewegungsnerven, die Absonderungsnerven und die Empfindungsnerven. Aus ihrer Verschädigung gehen eine ganze Reihe verschiedenartiger Magenkrankheiten hervor. Sie alle beruhen also im letzten Grunde auf einer Störung der Mageninnovation. Aber man pflegt als nervöse Magenkrankheiten hauptsächlich doch nur diejenigen zu bezeichnen, welche von einer Störung des Empfindungsvermögens der Magenschleimhaut ausgehen. Es handelt sich da gleichsam um Verstimmung der Magenseele, wenn wir so das Empfindungsleben des Magens bezeichnen dürfen. Da werden dann die Empfindungen des Magens genau so bizarr, wie die Launen im Denken, d. h. er ist mürrisch, zurückhaltend, störrisch, sehr schroff in seinen Empfindungen, die zwischen den Extremen oft schnell hin und her pendeln oder zeitweise vollständig verschwunden zu sein scheinen. Die Launen des Magens äußern sich in verschiedenartigen Krankheitserscheinungen, die teils für sich allein bestehen, teils nur Glieder eines ganzen Krankheitsbildes darstellen. Dahin gehören vor allem die Absonderlichkeiten der Geschmacksempfindung und des Appetits, für welche der untersuchende Arzt in solchen Fällen keinerlei objektiven Grund zu finden vermag. Die Kranken — denn solche nervöse Personen können eben nicht als gesund betrachtet werden — haben Stunden, tage- und wochenlang zwoischen nicht das geringste Bedürfnis nach Nahrung, sie essen nur zum Schein in kleinsten Mengen, nippen nur von allen Vesseln und Tassen, vermeiden namentlich gern jede festere Kost oder sie bekommen im Gegenteil zu ganz ungelegenen Zeiten plötzlich Appetit oder sogar Heißhunger, um nach wenigen Minuten schon wieder vollständig gesättigt zu sein. Solchen nervösen Magenleiden, welche die Angehörigen der Kranken oft sehr bemühigen, begegnet man z. B. öfters bei bleichsichtigen jungen Mädchen, die infolge der dadurch bedingten geringen Nahrungszufuhr oft sogar in ihrem Ernährungszustand sehr herunterkommen. Wer hätte nicht schon von dem bizarren Geschmack solcher Mädchen in den Jahren der Entwicklung gehört? Sie lieben den sauren Geruch, essen Kaffeebohnen, Kreide, Eisstückchen mit Begierde. Diese Launen des Geschmacks und Appetits sind der Ausdruck mangelhafter Innovation des Magens. Die Nerven sind erschläfft, weil sie nicht gehörig mit Blut versorgt sind. Auch andre Ursachen können eine derartige Krankheit der Magenerven zur Folge haben. So z. B. ist es bekannt, daß in der Schwangerschaft solche abnorme Empfindungen und Gelüste oft vielfach auftreten. Die Widerspenstigkeit des Magens kommt aber oft noch in viel unangenehmerer Form zum Ausdruck, so z. B. in Hebelkeiten, Aufstößen von schlecht riechenden Gasen, saurem Geschmack im Munde und selbst Erbrechen. Oft hat der Arzt große Schwierigkeiten, die nervöse Natur derartiger Beschwerden zu erkennen. Er darf sich mit der Annahme einer nervösen Magenkrankung niemals beruhigen, wenn er nicht zuvor jede ernstere Affektion, vor allem ein in anatomischen Veränderungen begründetes Leiden ausschließen kann. Die moderne medizinische Wissenschaft hat ja in der Ausbehebung des Magens mittels des Magenpumpens ein sehr wertvolles Hilfsmittel gewonnen, um in zweifelhaften Fällen mittels desselben durch Unterbindung des Mageninhalts die Diagnose sichern zu können. Die verschiedenen nervösen Launen des Magens werden meist sehr viel ernstere angesehen, als sie ihrer Bedeutung nach verdienen. Bei zweckmäßiger Leitung des Kranken pflegen

diese Erscheinungen meist schnell zu verschwinden. Oft muß auch die allgemeine nervöse Schwäche des Körpers als Ursache derselben erst beseitigt werden, ehe der Magen seine Launenhaftigkeit verliert. —

**Aus dem Tierleben.**

— Die Ausrottung der frei lebenden Vögel, über die bei uns seit Jahren Klage geführt wird, geht auch in Amerika mit Riesenschritten vorwärts. Die wissenschaftliche Anstalt in Washington, die als „Smithsonian Institut“ in der ganzen Welt bekannt ist, hat sich veranlaßt gesehen, durch eine allgemeine Bekanntmachung auf die drohenden Folgen dieses Ausrottungsprozesses hinzuweisen. Hiernach ist die in Argentinien und Brasilien vorkommende Straußengattung *Mea*, der sogenannte Mandu, infolge ganz zweckloser und unsinniger Verfolgung schon dem Aussterben nahe. Die blaue Bergente, die früher auf Jamaica häufig angetroffen wurde, ist daselbst völlig der Nüchse zum Raube geworden und verschwindet, die Macaws auf Kuba werden nicht mehr angetroffen, und falls nicht noch einige in unzugänglichen Sumpfgewässern sich aufhalten, sind sie ebenfalls ausgerottet; nicht minder werden die voreinst auf den kleinen Antillen so zahlreichen Papageien kaum noch in einzelnen Exemplaren angetroffen. Die Labrador-Gute, die früher zur Sommerzeit in den nordöstlichen Teilen der Vereinigten Staaten häufig vorkam, wird dort lebend nicht mehr gefunden. Das einst so reiche Vogelleben der großen Doppelinsel Neuseeland ist durch die brutalen Eingriffe der Menschen völlig herabgekommen. Besonders die buntgefiederten kleinen Vögeln, deren Nester auf den Felsen zu tragen die Damenwelt sich immer noch nicht schämt, gehen alljährlich in Scharen von Millionen infolge der Nachstellungen zu Grunde. Die Folge ist eine große Zunahme der Insekten, und falls die unsinnige Vertilgung der Vögel noch einige Jahrzehnte fortbauert, wird der Schaden, den die anschwellende Schar der Insekten in Wald und Feld anrichtet, sehr fühlbar werden. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

— Eine Methode zum sicheren Nachweis von Menschenblut hat Stabsarzt Hhlenbuth gefunden. Schon früher hatte er folgende Beobachtung veröffentlicht: Spritzt man Hühnerblut in die Bauchhöhle eines Kaninchens, so hat das Serum des so behandelten Kaninchens die Eigenschaft, eine stark verdünnte Hühnerblut-Trübung zu trüben, während dasselbe Serum in Blutlösungen anderer Tiere keine Trübung hervorbringt. Verfasser vermischte nun das Blut einer großen Reihe von Tieren und auch vom Menschen mit einer 1,6prozentigen Kochsalzlösung, so daß eine ganz klare Flüssigkeit entstand. Setzte er nun zu jeder der verschiedenen Blutlösungen 6—8 Tropfen eines mit Rinderblut vorbehandelten Kaninchens, so entstand nur in der Rinderblutlösung eine Trübung. Normales Kaninchenferum dagegen trübt Rinderblutlösung nicht. Behandelte er nun Kaninchen ebenso mit Menschenblut, so trübte deren Serum nur die Menschenblutlösung, während die Blutlösung aller Tiere klar blieben. Will man also untersuchen, ob Blutsteden, zum Beispiel auf einem Gewebe, von Menschenblut oder Tieren herrühren, so wäscht man die Flecken mit einer 1,6prozentigen Kochsalzlösung aus und versetzt sie mit dem Serum eines Kaninchens, dem Menschenblut eingespritzt war. Tritt eine Trübung der Lösung ein, so rühren die Flecken zweifellos von Menschenblut her, bleibt die Lösung klar, so hat man es mit Tierblut zu thun. Falls es von Wert ist, nachzuweisen, was für Tierblut die Flecken verursacht hat, so muß man eine ganze Reihe von Kaninchen zur Verfügung haben, denen die verschiedensten Blutarten eingespritzt sind, dem einen Rinder-, dem andern Hammel-, dem dritten Hundeblood usw. Das Serum, welches die Trübung veranlaßt, läßt dann erkennen, von welchem Tier der Blutsteden stammte. Die Reaktion ist außerordentlich empfindlich, so daß Spuren von Blut zum Nachweis genügen. — (Umschau.)

**Meteorologisches.**

— Die große Feuerkugel vom 16. Dezember, welche in der Nähe von Köln gesehen wurde und dort vielfach die Meinung erregte, sie sei unweit den Stellen, wo sie wahrgenommen worden, zu Boden gefallen, ist, wie die „Kölnische Zeitung“ berichtet, gemäß einer umfassenden Nachfrage in ganz Nordwest-Deutschland, auf den dänischen Inseln und in Friesland gesehen worden. In der Nähe von Nippes bei Köln hat man Nachforschungen nach Bruchstücken des Meteors angestellt; bezeichnenderweise ist das nämliche in Kopenhagen geschehen, wo der Beobachter der festen Ueberzeugung war, die Feuerkugel müsse nicht weit von ihm auf den Boden herabgekommen sein. In einem Dorfe bei Bremen sahen Bauernkinder das hellglänzende Meteor anscheinend vom Himmel kommen und liefen schreckensbleich nach Hause, ausruhend, der Mond sei herabgefallen! Die sämtlichen Beobachtungen führen zu dem Schluß, daß die Feuerkugel westlich von der Stadt Oldenburg explodiert ist, wahrscheinlich in der Richtung auf Meppen zu in der Nähe der Dörfer, welche nördlich von dem großen Schießpflage liegen. Reste von ihr sind nicht vorgefunden worden, vielleicht weil sie in das Lehne-Moor gestürzt sind oder sonst an einer Stelle in den Erdboden drangen, wo weit und breit niemand war. Die Explosion scheint in einer Höhe von vier Kilometern

stattgefunden zu haben, eine schwache Detonation wurde nur in der Nähe von Delmenhorst wahrgenommen. Die Feuerkugel hinterließ einen langen, leuchtenden Schweif, der wahrscheinlich aus glühenden Gasen oder fein verteilten glühenden Partikeln bestand und sich allmählich S-förmig krümmte. —

**Humoristisches.**

— Höchste Subordination. Kellnerin: „... Also Sie, Herr Oberamtsrichter, bekommen zwei warme Bürste, und Sie, Herr Sekretär, bekommen auch zwei?“  
Sekretär (leise): „Aber was denken Sie denn, wenn der Herr Oberamtsrichter zwei bekommt!... (laut): Mir bringen Sie bloß eine!“  
— Im chemischen Laboratorium. „Was kochen Sie denn da zusammen?“  
„Ja, ich weiß selbst noch nicht, ob es ein neuer Universal-Mitt oder eine neue Suppenwürze wird!“  
— Im Eifer. „Du, Emil, wir müssen jetzt d'ran denken, unsre Hulda zu verheiraten — das Mädchen ist bereits 18 Jahre!“  
„Die soll nur warten, bis der Rechte kommt!“  
„Warum denn?“ „Hab' Ich das vielleicht gethan?“ —

**Notizen.**

— Dr. Max Pohl vom Schauspielhaus recitiert am 17. März im Saal Bechstein Werke aus der socialen Lyrik Frau Reichs im 19. Jahrhundert; einen einleitenden Vortrag wird Sigmar Mehring halten. —  
— Der Goethe-Vund veranstaltet am 5. März in der Philharmonie einen Festabend. —  
— M. G. Conrad wird am 14. März in dem von unsren Dresdener Genossen veranstalteten dritten volkstümlichen Dichterabend über Heinrich Heine sprechen. —  
— Die jetzige Secessionsbühne wird unter der Direktion Kaufmann als literarisches Varietés unter dem Namen „Duntes Brettel“ weiter zu leben versuchen. —  
— Ferdinand Bonn hat mit dem Schillertheater ein Gastspiel vereinbart; er wird im April und Mai an 28 Abenden zunächst in Ibsens „Aronpräsidenten“ und im „Kaufmann von Venedig“ auftreten. —  
— „Käthe Wandel“ von Heinrich Hagenstein geht am 28. Februar im Belle-Alliance-Theater (Secessionsbühne) zum erstenmal in Scene. —  
— Ein zweites czechisches Theater wird in Prag errichtet werden. —  
— Im Wiener Burgtheater gelangt am Mittwoch „Die rote Robe“ von Brieux zur Erstaufführung. —  
— Ein zweimaliges Operngastspiel im Karl Weis-Theater wird Direktor Darmer mit seinem Ensemble anfangs März veranstalten; „Der Troubadour“ und „Urdine“ sollen zur Aufführung gelangen. —  
— Für das beste künstlerische Titelblatt zu dem Werk über das deutsche Bauernhaus hat der Redaktionsausschuß dieses Werks Preise von 600, 400 und 200 M. ausgeschrieben. —  
— Von Segantini sind kürzlich in Wien bei einer Kunstauktion Skizzen und Studien zu Preisen von 4200 bis 21000 Fr. verkauft worden. —  
— Ein neuer Stern erster Größe im Sternbilde des Perseus ist in der Nacht zum Freitag zugleich durch Anderson in Edinburgh und durch den Studiosus Grimmmer in Erlangen entdeckt worden. Die Helligkeit des neu entdeckten Sterns ist bereits so angewachsen, daß er am Sonnabendabend alle sichtbaren Sterne bis auf Mars und Sirius an Glanz übertraf. —  
— Der beste Kenner der nordfrisischen Halligen, der Lehrer Jakobsen auf der Hallig Dooge, ist gestorben. Jakobsen hat auf dieser einsamen Hallig 35 Jahre als Lehrer gewirkt; er war in der wissenschaftlichen Welt seit langem als „Hallig-Autorität“ anerkannt. —

**Bücher-Einlauf.**

— Adolf Teichert: „Auf den Spuren des Genius“. Lyrik. Berlin. Harmonie Verlagsanstalt. —  
— Walter Bernard: „Morgendämmerung“. Drama. Berlin. Verlag „Aufklärung“. —  
— Hermann Rordermann: „Fastnachtstuden oder die Stiefzwillinge. Der Komödie „Fohannisfeuer“ von Hermann Sudermann II. Teil“. Parodie. Dresden und Leipzig. E. Pierson. —  
— John Ruskin: „Der Kranz von Olivenzweigen“. Ausgew. Werke Bd. 3. Deutsch von Anna Henschke. Leipzig. Eugen Diederichs. —  
— Friedrich Möhl: „Kunst und sociale Bewegung“. Bamberg. Verlag der Handelsbruderei. —  
— J. G. Vogt: „Die illustrierte Welt der Erfindungen“. Heft 16 bis 25. Leipzig. E. Wiefel Nachf. —